



ALESSIA GOLD

RUTHLESS VILLAINS

VON IHNEN ENTFÜHRT

RUTHLESS VILLAINS

Von ihnen entführt

Copyright: Alessia Gold, 2023, Deutschland

Cover & Umschlag: Vivien Summer

Bildmaterial: Shutterstock (Efetova Anna/weha/

Architect91/mamita/Julia Ershova), Freepik, Rawpixel

Korrektorat: Korrektorat & Lektorat Judith Bingel M. A.

Bestellung und Vertrieb: Nova MD GmbH, Vachendorf

ISBN: 978-3-98595-696-8

Druckerei Smilkov Print Ltd

Pokrovnishko shose

2700, Blagoevgrad

Alle Rechte vorbehalten.

Federherz Verlag

Süntelstraße 70

31848 Bad Münster

www.federherzverlag.de

Instagram: [@federherz.verlag](https://www.instagram.com/federherz.verlag)



*Für alle, die sich gern in andere Leben träumen, um der
Realität zu entfliehen.*



Triggerwarnung

*Solltest du eine Triggerwarnung brauchen,
ist dieses Buch nicht das richtige für dich.
(Dennoch findest du auf der letzten Seite eine Auflistung
der Themen. Achtung, Spoiler möglich!)*

Was du ebenso wenig bei der Lektüre der Reihe
benötigst:

- deine Moral
- deine feministische Seite
- monogame Beziehungsansichten
- Ekel vor Körperflüssigkeiten jedweder Art

Was sich allerdings dringend empfiehlt:

- ein Ersatzhöschen
- oder auch zwei



Hinweis

Ihr Lieben,
diese Trilogie spielt in einem Universum bestehend aus
insgesamt drei Reihen, deren Geschichten und
Protagonisten alle mehr oder weniger eng miteinander
verknüpft sind.

Ich empfehle für den maximalen Lesespaß (und um
Spoiler zu vermeiden) folgende Lesereihenfolge:

1. Twin Deal – Verkauft an zwei Brüder
Twin Deal – Verliebt in zwei Brüder

2. Dark Blossom – Er ist Gift für dein Herz
Cherry Blossom – Sie ist Gift für sein Herz

3. Ruthless Villains – Band 1–3

Ich wünsche euch ein letztes Mal ganz viel Spaß im
»Twin-Verse«!
Eure Alessia



Eden

Prolog



Aus der Ferne erklingen die Sirenen und lassen mich immer schneller werden. Das Adrenalin peitscht durch meine Venen und sorgt dafür, dass ich meine Umgebung mit all ihren Details wahrnehme. Den Mondschein, der vom rosafarbenen Himmel verdrängt wird. Den Geruch nach dreckigem Fett der umliegenden Restaurants, das Zischen, das die Generatoren hier auf dem Hinterhof erzeugen.

Fest schließe ich den Ring in meine Hand und laufe dicht an die Wand gedrückt weiter. Dabei achte ich darauf, allem auszuweichen, was auch nur ansatzweise meine Position verraten würde. Ich mache einen großen Schritt über kleine Kieselsteinchen, die sich aus dem löchrigen Asphalt gelöst haben; schlage einen großen Bogen um die Plastikmülltüten, die für die Müllabfuhr bereitstehen. Ich blicke mich immer wieder um, als ich auf die dahinterliegende Straße trete. Sehe nach links, dann nach rechts.

Ich will beweisen, dass ich es kann. Dass ich die richtige Entscheidung treffen kann.

Ich weiß genau, worauf ich mich hier einlasse. Mit allem. Und mit diesem Job. Und ich weiß verdammt genau, wie wichtig mein Part dabei ist.

Die kühle Herbstluft in diesen frühen Morgenstunden kriecht unter meine Haut, als ich geschützt vom Häuserschatten in eine kleine Seitenstraße husche. Entfernt dringt Musik aus einem angrenzenden Club an meine Ohren. Ich bleibe stehen und sehe mich um. Unweit von mir entfernt sehe ich die ersten Partygänger, die betrunken aus dem Hintereingang stolpern und laut herumgrölen. Eine Flasche klirrt, als sie auf dem Boden aufkommt und in ihre Einzelteile zerbricht. Ein Typ lacht noch laut auf, bevor er sich mit einer Hand an einer Laterne abstützt und seinen Mageninhalt auf den Boden kotzt.

Langsam und bedacht trete ich den Rückzug an. Hier kann ich nicht lang. Betrunkene Menschen bedeuten Gefahr und Gefahr kann ich mir nicht leisten.

Ich schleiche um die Häusercke, sehe mich um und gehe im Kopf die Karte durch, die ich mir in Vorbereitung auf diesen Tag sehr lange eingepägt habe. Wenn ich nach rechts gehe, komme ich an mindestens drei weiteren Etablissements dieser Art vorbei. Sie alle haben den Fakt gemeinsam, dass um diese frühe Uhrzeit viele der Partygänger ihren Heimweg antreten. Und ich will so unbemerkt wie möglich an meinem Ziel ankommen.

Ich weiß, dass sie mir den Rücken freihalten. Ich weiß aber auch, dass ich in diesem Moment auf mich allein gestellt bin. Und ich will sie nicht enttäuschen.

Mein Herz pocht schwer, als ich unschlüssig an die Hausfassade gedrückt stehen bleibe, um meine Optionen durchzugehen. Ich will es nicht vermasseln, nur weil ich jetzt eine falsche Entscheidung treffe.

Wenn ich nach links gehe, ist der Weg etwas weiter,

dafür komme ich dort nur an Restaurants vorbei, die um diese Uhrzeit schon lange geschlossen haben. Dort ist keine Menschenseele zu erwarten. Rechts würde bedeuten, auf die friedfertigen Gedanken der Besoffenen zu setzen.

Ich muss nicht lange überlegen, sehe mich noch einmal um, dann flitze ich über die kleine Kreuzung. Nach links. Den Umweg nehme ich in Kauf.

Weit entfernt sind noch immer die Sirenen zu hören; die der herbeigerufenen Polizei und die des Alarmsystems des Museums. Ich muss den Ring wegbringen, bevor sie mich finden.

Als die Straße breiter wird, falle ich in einen leichten Trab. Es ist auffällig zu rennen, dafür bin ich so schneller an meinem Ziel.

Meine Füße kommen leicht auf dem Boden auf, mein Atem ist gleichmäßig. Es ist noch immer so frisch, dass bei jedem Atemzug kleine weiße Wölkchen um meinen Kopf herum aufsteigen. Alle meine Sinne sind bis aufs Äußerste geschärft. Vor mir ist nichts zu sehen, nichts zu hören. Und hinter mir ... ich wage genau in dem Moment einen Blick über meine Schulter, als ich einen Schatten neben mir wahrnehme. Dann scheppert etwas und mein Herz setzt für einen Moment aus. Schlitternd bleibe ich stehen und wirble auf dem Absatz meiner Stiefel herum.

Unweit von mir entfernt steht ein Mann. Er ist in schwarze Kleidung gehüllt, trägt eine Mütze und ein schwarzes Tuch verdeckt sein Gesicht. Als er den Arm hebt, bricht sich der schwindende Mondschein auf der Klinge seines Messers.

Meine Kehle fühlt sich an wie zugeschnürt. *Ich habe die falsche Entscheidung getroffen.*

Hektisch drehe ich mich um und renne los.

Seine Schritte hinter mir hallen von den hohen Häu-

serfassaden wider, als er sich ebenfalls in Bewegung setzt. Ich werde immer schneller, meine Füße kommen im selben schnellen Rhythmus wie mein Herzschlag auf dem Boden auf. Ich muss nur schneller sein als er, dann ... Plötzlich nehme ich im Augenwinkel eine weitere Bewegung auf einem Fenstersims wahr.

Und noch bevor ich sie realisiert habe, springt die schwarze Gestalt direkt vor mir auf die Straße. *Sie haben hier auf mich gewartet. Sie wussten, dass ich so wählen würde.*

Ich schlittere über den Boden, als ich abrupt abbremsen, lande auf dem Hintern und verbeiß mir einen Schmerzenslaut. Der andere Mann kommt ebenfalls näher. Und noch während ich mich auf die Knie hieve, breitet sich die Erkenntnis in mir aus.

Scheiße.

Ich habe versagt.

Ich hätte den anderen Weg nehmen sollen. Den mit anderen Menschen. Menschen, die nun eingreifen könnten. Jetzt wird mir niemand zu Hilfe kommen. Weil außer diesen zwei Männern niemand hier ist.

Der Typ richtet sich über mir auf. Obwohl ich nur seine Augenpartie unter dem Tuch über seinem Gesicht erkennen kann, sehe ich das Funkeln in dem schokoladigen Braun seiner Iriden. Mein Herz rast noch schneller, als er mein Handgelenk grob umfasst und meinen Arm nach oben zerzt.

Ich presse meine Finger, so fest ich kann, zusammen, doch der Griff seiner Hand ist so schmerzhaft, dass ich schon nach wenigen Sekunden keuche.

»Gib ihn mir.« Seine Stimme ist tief, rau und fährt mir direkt in den Bauch.

Ich schüttle den Kopf und taxiere ihn aus verengten

Augen. Ich werde diesen Ring nicht so einfach verlieren. Dazu müssen sie mich schon zwingen.

Ich versteife mich, als ich eine Bewegung hinter mir vernehme. Nun ist auch der zweite Mann da. Mit dem Messer. Die Angst kämpft sich in meiner Kehle hinauf und trocknet meinen Mund aus.

Eine weitere Hand schließt sich von hinten um meinen Hals, zieht mich auf die Beine. Der andere umfaßt noch immer mein Handgelenk.

»Falsche Wahl getroffen, nicht wahr?«, höhnt der Typ hinter mir, dreht mich grob um und zieht mein Gesicht dicht vor seins.

»Fick dich«, spucke ich leise aus. Ich will nicht wahrhaben, dass ich wirklich verloren habe.

Sein leises Lachen erfüllt die Nacht, der andere stimmt sogleich mit ein.

»Gib ihn her, sonst holen wir ihn uns«, wiederholt der Mann vor mir.

»Versucht das doch. Er gehört mir!«

»Du hast ihn gestohlen.« Raubtierhafte hellblaue Augen richten sich auf meine, fesseln mich mehr, als Seile es könnten. »Und weißt du, was wir mit Diebinnen machen?« Seine Stimme ist warm, fast schmeichelnd, und doch ist sie es nicht. Prickelnde Gänsehaut bildet sich auf meinem Nacken, was er unter seinen Fingern spüren dürfte. Keuchend erhasche ich einen Blick auf die Klinge, als er sie an meinem Hals ansetzt. Sein Daumen reibt noch einmal mahnend über meinen Kehlkopf, bevor er sie wegnimmt und die Kälte der Klinge die Wärme seiner Hand überdeckt. Überfordert schließe ich die Augen, nur bedacht darauf, die Finger, die den Ring beschützen, nicht zu öffnen. Egal, was sie nun mit mir vorhaben. *Das* werde ich nicht tun.

Ich werde ihn nicht verlieren.

Von hinten schiebt sich eine Hand unter meinen Pullover, hin zum Bund meiner Jeans. Ein rauer Daumen reibt über meine Haut. Mein Magen schlägt Saltos. Innerlich friere und verbrenne ich in ein und derselben Sekunde.

»Lasst mich los«, keuche ich und spüre, wie meine Hand mit dem Ring zittert.

»Hm, hm«, brummt der Mann hinter mir. »Zu spät.« Seine Finger tasten sich ungeachtet meines verkrampften Körpers weiter fort. Streifen den Saum meines Höschens, verfangen sich in dem dünnen Stoff. »Wir holen uns, was uns gehört.« Seine Worte sind mehr eine Verheißung denn eine Drohung, aber das werde ich nicht sagen.

Sein Finger erreicht meinen Venushügel. Angestrengt stoße ich die angehaltene Luft aus, bemüht, mir keine Gefühlsregung anmerken zu lassen.

Eine zweite Hand gesellt sich unter meinen Pullover, die des Mannes vor mir. Sie legt sich auf meine Brust, knetet sie, Finger zupfen an meinem aufgestellten Nippel.

Himmel. *Mein Versagen dürfte mich nicht erregen.*

»Wir *nehmen* uns, was uns gehört«, raunt er leise und präzisiert damit die Worte des anderen. Die Klinge drückt sich in meine Haut. Ich spüre das Brennen, den warmen Tropfen Blut, der über den Schnitt rinnt, als Finger meine Schamlippen teilen. Ich wimmere, als er hinter mir ein dunkles Stöhnen ausstößt. Er spürt es. Er spürt, wie feucht ich bin.

»Letzte Chance. Öffne die Hand.« Sein heißer Atem trifft mein Ohr, lässt mich frösteln und brennen. Seine Drohung macht mich unfassbar an.

Aus meiner Kehle dringt ein sehnsuchtsvolles Wimmern. Hier zwischen ihnen gefangen, die scharfe Klinge an meinem Hals, der metallische Geruch nach Blut, das

Adrenalin in meinen Adern – all das ist so viel besser als
in meinen dunkelsten Fantasien.

Ich will, dass sie mich auf den Boden stoßen.

Ich will, dass sie sich nehmen, was sie wollen.

Ich will, dass sie *mich* wollen.

Nicht den verfluchten Ring.



Kapitel 1

Eden



Heute

Raubtierhafte grüne Augen richteten sich auf mich. Sie fixierten mich, als ich weiterlief, ohne mir meine Angst anmerken zu lassen.

Der Mann stand im Schatten verborgen, sein Gesicht war von einer schwarzen Kapuze verborgen. Doch ich musste ihn nicht sehen, um zu wissen, dass er –

Ich halte inne, nehme die Finger von der Tastatur und schüttle genervt den Kopf, bevor ich den letzten Absatz lösche.

Das klingt absolut scheiße. Und unlogisch ist es obendrein.

Frustriert hämmere ich mehrmals auf die Backspace-Taste, die unter der groben Behandlung ächzt. Wie soll sie seine raubtierhaften grünen Augen sehen, wenn sein Gesicht doch von der Kapuze verdeckt ist! Ganz zu schweigen von der Wortdopplung in ein und demselben Satz.

Seit mehr als einer Stunde doktere ich an dieser popeiligen Szene herum, ohne zufrieden zu sein. Ich haue mir einen Logikfehler nach dem anderen in mein Manuskript

und auch die Gefühle bleiben heute auf der Strecke. Vielleicht liegt das an meiner eigenen Verfassung.

Okay, ganz sicher liegt das an meiner eigenen Verfassung. Je mehr mir die Zeit davonläuft, desto weniger bekomme ich zustande.

Ich beiße mir auf die Unterlippe, setze mich aufrechter und starre auf das geöffnete Word-Dokument, während meine Finger untätig über den Tasten schweben. Doch die Worthülsen, die durch mein Hirn flackern, wollen sich heute nicht zu vollständigen Sätzen verbinden lassen. So wie gestern auch nicht. Und vorgestern. Und all die Wochen davor, die ich ungenutzt habe verstreichen lassen, weil mein Kopf sich anfühlt, als würde darin dichter Nebel umherwabern.

Mein Blick schweift zur Uhrzeit in der rechten Ecke des MacBooks. Es ist halb fünf Uhr am Nachmittag. Mir bleiben dreißig Minuten, bis Steven nach Hause kommt. Eher ein paar weniger, denn dass mein Verlobter mich vor meinem Laptop erwischt, ist ein Szenario, das unter keinen Umständen real werden darf.

Seufzend schließe ich das Manuskript, von dem zu behaupten, es würde noch in den Kinderschuhen stecken, eine maßlose Übertreibung ist. Es umfasst gerade einmal drei Kapitel, nicht einmal zehntausend Worte. Die Deadline, die mein Verlag mir gegeben hat, ist in genau fünf Wochen. Wie zum Teufel soll ich in fünf Wochen ein ganzes Buch schreiben!

Mir wird wohl nichts anderes übrig bleiben, als um eine Verlängerung zu bitten. Schon wieder. Ist ja nicht so, als hätte ich das bereits zweimal getan, verdammt.

Ich habe eine treue Fanbase, die meine Bücher liebt und die sehnsüchtig auf Nachschub von mir wartet. Jeden Tag finde ich mehrere dieser wirklich lieb gemeinten Nachrichten auf meinen Social-Media-Plattfor-

men, die mich allerdings mehr unter Druck setzen, als dass ich dadurch schneller schreibe.

Mein letzter Roman war ein Bestseller. Mein Verlag glaubt an mich und öffnet mir alle Türen. Es liegt einzig an mir, dass ich nicht so kann, wie ich will. Und muss. Denn ich brauche das verdammte Geld. Und das eher gestern als heute. Ich muss abliefern – und das so, dass auch dieses Buch wieder in die Bestsellerliste stürzt.

Sorgsam schiebe ich alle meine geöffneten Dokumente, die ich heute Nachmittag genutzt habe, in den passwortgeschützten Ordner, lösche akribisch jeden Schritt meiner Google-Recherche und die restliche Browserhistorie. Dabei halte ich bei dem geöffneten Fenster über dem Wandsworth-Gefängnis inne und starre auf die braunen Steinmauern des alten Gebäudes. Es ist eine Schnapsidee, die schon einige Tage in meinem Kopf herumgeistert. Ein bisschen Recherche kann nicht schaden und wer kann mir besser die Gefühle vermitteln, die er bei einem Mord verspürt hat, als ein Mörder!

Doch es ist nicht nur das, warum mein Herz verräterisch schnell klopft, als ich mir ausmale, einem Mann gegenüberzusitzen, der ein Menschenleben auf dem Gewissen hat. Oder einem Mann, der Frauen vergewaltigt.

Ein Schauer überkommt mich und setzt sich als unruhiges Kribbeln in meinem Magen ab. Es ist ein schmales Drahtseil, auf dem ich in meinen Büchern tänzle. Ich liebe kaputte Charaktere und lechze nach dunklen Abgründen. Dabei ist mir bestens bewusst, dass die Protagonisten in meinen Büchern letztendlich alle romantisieren sind. Solche Männer, die abgrundtiefe Dunkelheit in sich tragen und in der Realität ihre Frau auf Händen tragen, gibt es nicht.

Falls – und ich betone, *falls* – ich diese Möglichkeit

bekomme, mir von einem in der Realität verurteilten Mann über seine Schandtaten berichten zu lassen, wird er sich nicht in mich verlieben und für mich zu einem besseren Menschen werden.

Ich weiß das.

Aufregend finde ich die Vorstellung trotzdem.

Ich schließe auch dieses Fenster, bevor ich einen Blick in meinen Mailaccount werfe. Keine neuen Mails. Seufzend aktualisiere ich das Programm, doch auch jetzt flattert keine elektronische Antwort des Gefängnisdirektors auf meine Anfrage, einen der Insassen interviewen zu dürfen, in mein Postfach.

Ich sollte mich einfach hinsetzen und meine knappe freie Zeit nutzen, um zu schreiben, und nicht damit prokrastinieren, über böse, realistische Männer zu fantasieren.

Noch einmal überprüfe ich, ob ich alle Spuren meines Doppellebens verborgen habe, sperre den Laptop und erhebe mich von meinem winzigen Schreibtisch. Ich strecke meine Gliedmaßen mit einem leisen Ächzen und mache mir gedanklich eine Notiz, mich nach einem gemütlichen Schreibtischstuhl umzusehen, verwerfe sie jedoch gleich wieder. Mein Plan existiert noch immer. Vor der Hochzeit – und diese ist in drei Monaten geplant – werde ich hier verschwunden sein. Ob mit Geld oder ohne Geld. Fest steht, dass ich Steven nicht heiraten werde.

Ich wickle die beige Strickjacke um meinen Oberkörper, greife nach meinem MacBook und husche durch den großzügigen Wohnbereich in unser Schlafzimmer. Alles an diesem Apartment lässt sich mit wenigen Worten beschreiben: teuer, ungemütlich, überflüssig. Gut, zugegeben, der flauschige Teppich, in dem meine Zehen

versinken, als ich in das angrenzende Ankleidezimmer trete, ist ganz nett.

Auf der linken Seite des quadratischen Raums hängen akkurat aufgereiht die Anzüge und Hemden von Steven. Seine bevorzugten Farben sind Dunkelblau und Schwarz. Auf der anderen Seite finden sich meine Taschen und Schuhe kunstvoll beleuchtet in Regalfächern. Unnötig zu erklären, dass ich diese nicht brauche und leider nicht zu Geld machen kann, weil es auffallen würde. Dieses dämliche Zimmer ist vielmehr ein Museum als ein Schrank. Allein mit meinen Designerkleidern (ebenfalls ausschließlich in langweiligen, tristen Farben vorhanden, falls jemand danach fragt) könnte ich meine Flucht aus diesem Leben, in das ich vor zwanzig Jahren hineingeboren wurde, finanzieren.

Doch Steven ist aufmerksam. Er kontrolliert mich, allein schon, um nicht zuzulassen, dass ich meine Hochzeitsmitgift nicht vorzeitig verschwende. Meine Jungfräulichkeit haben seine reichen Eltern von meinen reichen Eltern schließlich für viel Geld gekauft, damit unsere Familien mit unserer Fusion noch reicher werden. Das ist das Einzige, für das er sich wirklich an mir interessiert: meine unberührte Pussy.

Etwas anderes ist es nicht. Ich liebe Steven nicht und er mich ebenso wenig. Ich weiß, dass er neben mir noch weitere Frauen trifft. Interessiert nur leider niemanden. Als ich meinem Vater davon erzählt habe, dass mein zukünftiger Ehemann, dem ich schon mit drei Jahren versprochen wurde, mich schon vor unserer Hochzeit betrügt, sagte er nur, ich müsste es verstehen. Schließlich hätten Männer Bedürfnisse und nachdem unsere Ehe in der Hochzeitsnacht vollzogen wäre, würde er sich schon auf mich beschränken.

No words needed. Wir sind doch nicht mehr im Mit-

telalter, wo Frauen munter verkauft wurden, um ihre Ländereien zu vergrößern. Nur leider unterscheidet sich die reiche Oberschicht des Landes nicht allzu sehr von damaligen Methoden. Es wird verheiratet, was das Zeug hält, Hauptsache, die Konditionen stimmen – und dazu gehören keine Gefühle. Im Fall unserer Familien war es eine Fusion zweier Familienunternehmen im Bereich Schränke. Ja, mit Schränken kann man eine Menge Kohle scheffeln. Kundschaft, die nicht gerade bei Ikea einkaufen geht, weiß um unsere besonderen Produkte.

Ich hingegen würde liebend gern in einer winzigen Ikea-Wohnung leben, dürfte ich im Gegenzug tun, was ich will.

Nun aber tippe ich meine Sockenschublade an, die geräuschlos ausfährt. Sie ist, wie alles in diesem Raum, dezent beleuchtet, doch auch mit verbundenen Augen würde ich den kleinen Hebel finden, der eine weitere Schublade herausfahren lässt. Ich schiebe meinen Laptop hinein, während mein Blick auf das kleine schwarze Kästchen fällt. Hier drin bewahre ich mein eigenes Geld auf. Die Tantieme meiner Bücher, von denen niemals jemand aus meinem realen Leben erfahren darf. Entschlossen drücke ich die Schublade wieder zu, bevor ich die Sockenpaare so anordne, dass Steven keinen Blick auf den kleinen Hebel erlangt. *Sollte er denn auf die äußerst unwahrscheinliche Idee kommen, in meinen Socken zu wühlen.*

Mit großen Schritten will ich das Ankleidezimmer verlassen, halte jedoch inne, als mein Blick auf den körperhohen Spiegel fällt. Oder vielmehr auf mein eigenes Spiegelbild.

Meine naturroten Haare habe ich zu einem lockeren Dutt auf dem Kopf aufgetürmt, der durch mein regelmäßiges Haareraufen beim Arbeiten deutlich gelitten hat.

Lange Strähnen fallen in mein blasses Gesicht, meine grünen Augen schimmern, und das nicht unbedingt mit einem freudigen Glanz. Steven wird nicht begeistert sein, wenn er mich gleich in dieser Aufmachung sieht. Doch ich habe keine Lust, meine luftige Leinenhose und die Strickjacke gegen unbequeme Kleidung zu tauschen, nur damit mein zukünftiger Mann zufrieden mit mir ist. Stattdessen trete ich einen Schritt vor, schüttle mein Haar auf und binde mir einen hohen Pferdeschwanz, bevor ich mir ein paarmal auf die Wange tätschle, um etwas Farbe in mein Gesicht zu bekommen. Dabei, finde ich, sind meine zahlreichen Sommersprossen auf der Nase und der Stirn auffällig genug. Auch jetzt im Winter sorgen sie für das gewisse Extra in meinem Gesicht. Ich finde mich selbst durchaus hübsch, auch wenn ich nicht dem Schönheitsideal entspreche. Ich weiß, dass Steven meine Brüste zu klein und meinen Hintern zu groß findet, außerdem ist seine Traumfrau blond und mit Schlauchbootlippen ausgestattet. Meine Lippen sind schmal und rötlich wie meine Haare.

Tja. Pech gehabt, leider sind meine Eltern durch und durch Engländer.

Mit einem frustrierten Gefühl im Bauch kehre ich zurück in den Wohnbereich, an den sich eine ebenso großzügige offene Hochglanzküche anschließt. Mein Magen rumort, weil ich beim Schreiben immer die Zeit vergesse. Auch heute habe ich mein Mittagessen ausfallen lassen, obwohl ich nicht einmal gut vorangekommen bin.

Unsere Soundanlage spielt Loungemusik, als ich durch den kahlen Raum schreite, um die cremefarbenen Vorhänge zur Seite zu ziehen. Ich gebe zu, ich bin etwas paranoid. Wenn jemand herausfindet, was ich neben meinem erzwungenen Studium mache und wofür ich

mein eigenes Geld eisern spare, bin ich geliefert. Mein Vater würde nicht zögern, mich in seinem riesigen Haus in den Keller zu sperren, bis ich auf Knien vor ihm herumrutsche und um Freiheit bettele, während ich ihm gleichzeitig verspreche, alles zu tun, was er sagt.

Ja, man könnte auf die Idee kommen, an diesem Punkt einzuwerfen, dass ich volljährig bin. Das bin ich. Ich bin theoretisch in der Lage, meine eigenen Wege zu gehen. Aber so leicht, wie sich das in der Theorie anhört, ist es in der Realität nicht. Mein Vater hat Mittel und Wege, seine Interessen durchzusetzen. Ich bin klug genug, ihn nicht allzu sehr herauszufordern. Eingesperrt habe ich noch weniger Möglichkeiten als ohnehin schon.

Der triste graue Nebel, der sich über London erstreckt und von der viele Stockwerke unter mir liegenden Themse gefüttert wird, trägt nicht unbedingt zu einer Besserung meiner Laune bei.

Ich nage an meiner Unterlippe, während ich das dünne Jäckchen fester um mich ziehe. Ich stehe hier in einem der teuersten Gebäude Londons, habe den besten Ausblick auf die Stadt, heirate bald in ein gut laufendes Familiengeschäft ein und alles, woran ich denken kann, ist, wie ich aus diesem Albtraum fliehen kann.

Vielleicht bin ich undankbar. Ich habe alles und noch mehr, was sich viele Menschen wünschen. Aber nichts davon ist etwas, das ich will.

Als das Surren des Aufzugs erklingt, der direkt in unser Apartment führt, drehe ich mich um und steuere die Küche an. Ich öffne gerade den Kühlschrank, um Stevens Steak und etwas Gemüse herauszunehmen, als er in seinem schwarzen Maßanzug ins Loft marschiert.

Er mustert mich kühl und sein Blick wird abfällig, als er auf mein stilloses Outfit trifft, während er seine Aktentasche auf der Kücheninsel ablegt.

»Eden«, begrüßt er mich kalt und lockert seinen Kravattenknoten.

»Hattest du einen schönen Tag?«, frage ich und nehme ein Schneidebrett aus einer der zahlreichen Schubladen.

»Anstrengend wäre passender«, sagt er und verfolgt meine Bewegungen mit zusammengezogenen Augenbrauen.

»Ist etwas?«, frage ich spitz und ramme das Gemüsemesser in die Zwiebel. Dumme Idee, wie ich merke, als mir die Tränen in die Augen steigen.

»Warum ist das Essen noch nicht fertig?«, fragt er und bleibt stocksteif stehen.

»Weil ich nicht deine Köchin bin und selbst genug zu tun habe«, grolle ich und reibe mein Gesicht an der Schulter trocken, während ich die Zwiebel grob zerhacke.

Eine Hausfrau ist nicht unbedingt an mir verloren gegangen. Ich höre mir Stevens Gemotze weiter an, während ich das Gemüse zerkleinere und in eine Pfanne schmeiße. Sein Steak kann ich besser zubereiten. Ich tue es nur, damit ich meine Ruhe habe.

Nachdem ich es kurz angebraten habe, wandert es in den Ofen und ich versehe es mit einem Bratenthermometer.

Einige Zeit später essen wir gemeinsam, ohne wirklich zu reden. Steven erzählt von seinem Tag in der Firma seiner Eltern, ich berichte steif von meinen Marketingvorlesungen in der Uni. Den Teil des Nachmittags, den ich geschwänzt habe, um endlich in meinem Manuskript voranzukommen, lasse ich selbstredend aus.

Natürlich hilft er mir nicht beim Abwasch, sondern verzieht sich auf das riesige Sofa, um ein Ego-Shooter-Spiel auf der Playstation zu zocken.

»Willst du heute Abend nicht weggehen?«, frage ich

und lege das Spültuch beiseite, mit dem ich die glänzende Marmorarbeitsplatte gesäubert habe.

Ich habe darauf gehofft, dass er etwas trinken geht, damit ich wenigstens noch ein paar Stunden arbeiten kann, doch Steven verzicht das Gesicht, ohne zu mir zu sehen. »Heute nicht. Ich muss morgen früh raus.« *Wunderbar*. Wenn er anwesend ist, ist es mir zu heikel, meinen Laptop aus seinem Versteck zu holen. »Aber ich soll dir von deinem Vater ausrichten, dass du dich mal wieder bei ihm melden sollst. Er hat Fragen zur Hochzeit.«

Nun sieht Steven doch kurz zu mir. Das Sakko ist er mittlerweile losgeworden, und doch sieht es albern aus, wie er nur mit weißem Hemd und schwarzer Hose vor der Spielekonsole hängt.

Mit seinen kurzen braunen Haaren, dem makellosen Körper ohne jegliche Tattoos und der langweiligen Brooker-Kleidung entspricht er absolut nicht meinem Männertyp. Ich stehe auf die Art Typen, die ich in meinen Büchern seitenlang beschreibe. Die Männer, die einen Scheiß auf die Etikette geben, die sich nehmen, was sie wollen, die Gesetze brechen und neue machen. Tattoos machen kriminell, das wissen wir doch alle. Genauso verhält es sich mit Piercings, dunkler, zerrissener Kleidung und verwuschelten Haaren.

Nichts davon ist Steven. Allein sein Name klingt so langweilig, wie er ist.

Ich zwingen mich zu einem unverbindlichen Lächeln. »Bei der Hochzeit darf ich ohnehin nicht mitreden, warum sollte ich also bei ihm anrufen!«

Nun sieht Steven gänzlich auf. Er wirft sogar den Controller zur Seite, bevor er tief ausatmet. »Eden. Benimm dich.«

Ich hasse es, wie er meinen Namen ausspricht.

Er behandelt mich wie ein ungezogenes Kind, dabei ist er selbst nur ein paar Jahre älter als ich.

»Ich gehe ins Bett«, informiere ich ihn, ohne auf seine Stichelei einzugehen, und stapfe durch den Wohnbereich.

Der Ausdruck auf seinem Gesicht wechselt. »Wenn du Langeweile hast, kannst du gern herkommen.« Er deutet mit einem ekligen Grinsen auf seinen Schritt.

Ich hebe beide Augenbrauen. »Vergiss es.«

Seine Miene verzieht sich zu einem gehässigen Ausdruck, der mir eine Gänsehaut über den Körper schickt. »Bei einem Blowjob verlierst du deine Jungfräulichkeit nicht. Sei nicht so prüde.«

Ich schnaube und ziehe meine Strickjacke fester um meinen Oberkörper. »Das war nicht der Deal.« Denn der Deal sieht vor, dass wir uns einige Zeit in unserer gemeinsamen Wohnung aneinander gewöhnen, wie meine Eltern mir so nett verkündet haben, bevor ich nach unserer Hochzeit alle Parts der braven Ehefrau für meinen Ehemann übernehmen muss.

Nur über meine Leiche.

Unerträglich spöttisch richtet Steven seinen Blick weiterhin auf mich. »Es kann nicht schaden, ein bisschen zu üben. Ich sehe jetzt schon schwarz, was unsere Hochzeitsnacht betrifft. Ich bin ein Mann, Eden. Ein Mann, der weiß, was er will.« Ich höre all die ungesagten Worte. Ich bin nicht die Frau, die er will, den Sex will er sich dennoch nicht entgehen lassen. Gerade nicht den jungfräulichen Sex. Ich habe noch nie verstanden, warum Männer bereit sind, derart viel Kohle hinzulegen, nur um der erste Mann einer Frau zu sein.

Ohne dazu etwas zu sagen, verlasse ich den Wohnbereich, ziehe meinen Pyjama an und lege mich ins Bett. Ich weiß, dass Steven nur bellt, aber nicht beißt. Er würde

mir nicht hinterherkommen, um mich gegen meinen Willen zu berühren. Würde er das tun, würde er allerdings ein paar Attraktivitätspunkte bei mir einheimsen.

So aber verbringe ich den Abend damit, wenigstens im Kopf meine nächsten Szenen auszuarbeiten und von Männern zu fantasieren, die mehr Mann sind, als Steven es je sein wird.

Kapitel 2

Caleb



»Gallagher! Du hast Besuch!« Die Tür der winzigen Gefängniszelle fliegt gemeinsam mit den laut abgefeuerten Worten auf und knallt gegen die Wand. Ich wurde schon netter geweckt.

Mürrisch reibe ich mir über das Gesicht, schwinge die Beine über die obere Matratze und springe in einer Bewegung von dem niedrigen Doppelstockbett.

Der Helligkeit nach zu urteilen, die den kleinen Raum durch die vergitterten Fenster flutet, ist es mitten am Tag. Doch außer essen, schlafen oder wichsen kann man hier drin nicht unbedingt viel machen. Da ich nicht fett werden will und mein Schwanz meine Hand recht langweilig findet, penne ich so viel wie noch nie.

»Scheiße, hier drin stinkt's«, stellt ein hochgewachsener, breiter Typ fest, der hinter Duncan Brady, meinem ehemaligen Erzfeind, in meine Zelle tritt. Sein französischer Akzent ist nicht zu überhören und auch sein heller, maßgeschneiderter Anzug lässt ihn eher so wirken, als sollte er jetzt besser über die Avenue des Champs-Élysées spazieren, statt bei mir Loser abzuhängen.

»Sorry, hättet ihr euch angekündigt, hätte ich etwas Raumduft versprüht.« Ich halte das Gähnen nicht zu-

rück, während ich mich vor den beiden Männern aufbaue. Duncan wirkt in seiner schwarzen Kluft, die auch nicht über seinen vollständig tätowierten Körper hinwegtäuschen kann, und dem Man Bun wie der Kriminelle, der er ist. Der andere Typ hingegen wie ... ein spießiger Anwalt.

Ich verberge meine Skepsis nicht und sehe an dem Lackaffen hinab. An seinem Handgelenk erkenne ich eine goldene Rolex, seine braunen Ledertreter sehen aus wie frisch gebohnert. Meine Augenbrauen wandern ohne mein Zutun in die Stirn. »Ich dachte, du willst mich hier in irgendeiner spektakulären Aktion herausholen«, frage ich in Duncans Richtung. Er hat mich vor einigen Monaten schon einmal hier besucht und mir angekündigt, er würde mich aus dem Knast holen – in den er mich bezeichnenderweise erst hineingebracht hat. Es hat sich wohl herausgestellt, dass ich einen Mord in meiner Gangsterkarriere gar nicht begangen habe, weil ich völlig breit war. Seine Freundin, Ex-Freundin, wie auch immer, lebt und hat ihn verarscht. Mich auch, nebenbei bemerkt, als sie noch gelebt hat, als ich sie von der Brücke gehängt habe. Jetzt soll ich für ihn arbeiten, was nicht unbedingt das ist, was ich herbeisehne, aber alles ist besser als Knast.

Alles.

Auch vor dem Londoner Untergrundkönig zu Kreuze zu kriechen. Ich habe ohnehin alles verloren, was ich je hatte – und noch viel mehr, was ich nie bekommen werde.

»Die Aktion wird spektakulär«, brummt Duncan und lehnt sich mit den Händen in die Hosentaschen geschoben an den schmalen Schrank, während er mich ansieht. »Ciel ist hier, um sich die Gegebenheiten vor Ort anzusehen. Er und seine Männer sind längst dabei, einen Plan zu erarbeiten.«

»Aha«, mache ich und sehe zu dem blonden Muskelprotz. »Und wie lange gedenken du und deine Anwaltsgehilfen zu brauchen, bis ihr die Bürokratie so weit habt, mich hier rauszulassen?«

Der Typ, Ciel, verzieht keine Miene. Seine stechend blauen Augen liegen auf mir, als er knallhart sagt: »Sicher, dass sich der Aufwand für den Jammerlappen lohnt?« Diese Worte sind eindeutig nicht an mich gerichtet, dennoch setze ich gerade zu einer Antwort an, als Duncan mir zuvorkommt.

»Mir laufen die Männer weg. Für die Drecksarbeit kann ich ihn gebrauchen, dafür ist er gut genug.«

Ich schnaube spöttisch und wandere durch den kleinen Raum, um mir den grauen Pullover von der Stuhllehne zu schnappen. Er ist scheiße unbequem, kratzig und hart, aber eine Heizung gibt es hier drin nicht, also zerre ich ihn mir über den Kopf. »Ich hoffe, du erwartest nicht, dass ich dankbar dafür bin.«

»Nein«, antwortet er gelassen und sieht zu Ciel, der einen genervten Blick auf seine Rolex wirft. »Wir können schon wieder gehen. Jetzt hast du ihn gesehen und ...«

»Wärt ihr so freundlich, mir auf meine Frage eine Antwort zu geben?«, unterbreche ich ihn. »Es ist nicht so angenehm im Knast.«

»Ein paar Wochen werden wir noch brauchen.« Ciel sieht sich um. »Ich kann dir jetzt nicht sagen, wie ich hier aufschlagen werde, aber du wirst es merken, wenn du nicht so dumm bist, wie du aussiehst.«

Ich lache auf. »Also kein Anwalt?«

»Ciel ist kein Anwalt.« Duncan stößt sich vom Schrank ab. »Und für die Aktion bin ich ihm einiges schuldig, was du ausbaden wirst. Finde dich also schon einmal damit ab, dass du ihn auf einige Diebestouren in Frankreich begleiten wirst.«

»Oh, scheiße, ich hasse Frankreich«, knurre ich. »Diese Baguettefresser mit ihren Pornobärtchen kann ich alle nicht ernst nehmen. Spar dir die Mühe, Duncan. Ich bleibe hier.« Demonstrativ lasse ich mich auf den einzigen Stuhl in der Zelle fallen und lehne den Kopf in den Nacken. *Das ist nicht der Grund, warum ich nicht aus London wegwill.*

Ciel bläst die Wangen auf und dreht sich einmal im Kreis, während er die Begebenheiten in Augenschein nimmt. Unsere Abneigung beruht auf Gegenseitigkeit, so viel ist klar. Und dass wir niemals beste Freunde werden, ebenfalls. Er erinnert mich mit seiner Schickimickiaufmachung und natürlich seiner Herkunft an zwei gewisse Zwillingenbrüder, die sich mein Mädchen unter den Nagel gerissen haben.

Ich folge seinem prüfenden Blick, um nicht zu viel über Paige und die Brüder nachzudenken. Das mache ich ohnehin schon zu häufig.

Viel zu sehen gibt es hier nicht. Diese Zelle ist mit dem Nötigsten ausgestattet, damit niemand auf die Idee kommt, hier ausbrechen zu wollen, daher beendet Ciel seine knappe Musterung nach wenigen Sekunden achselzuckend.

»Was meinst du?«, wendet sich Duncan an Ciel, der entspannt nickt.

»Machbar.«

»Du bekommst ja auch Gemälde aus dem Louvre, also wirst du mit einem unbedeutenden Londoner Kriminellen sicher ähnlich entspannt hier herausspazieren können.« Die Belustigung, die in Duncans Stimme mitschwingt, teile ich nicht.

Ciel anscheinend schon. Er grinst wie ein überhebliches Arschloch, streicht sich durch die blonde Haarpracht, die ihn eher wie ein Model wirken lässt, und

erwidert Duncans Blick. »Entspannt war daran nichts. Aber gegen den Louvre wird das hier 'ne Kaffeefahrt.«

Nun lacht Duncan dumpf auf, während ich die Augen verdrehe. »Also habe ich es hier mit einem Meisterdieb zu tun, ja?« Der Louvre ist sogar mir ein Begriff und ich schätze, es ist nicht sonderlich leicht, daraus etwas zu stehlen. »Und jetzt stiehlt du mich?« Ciels Augen huschen zu mir und verdunkeln sich.

»Sieht so aus. Ich bin zwar nicht der Meinung, dass ich viel mit dir anfangen kann, aber Duncan hat mich bisher noch nie enttäuscht. Ich finde schon Verwendung für dich. Leider siehst du sogar zu dumm aus, um den Fluchtwagen zu fahren, aber der erste Eindruck kann ja täuschen.« Er klingt nicht so, als würde er seinen eigenen Worten viel Glauben schenken.

»Hey, ich habe dir eine billige Arbeitskraft versprochen, keinen klugen Kopf«, wirft Duncan lachend ein.

Ich beiße die Zähne zusammen, als die beiden weiter dämliche Sprüche reißen, und sehe zu dem vergitterten Fenster. Vermutlich geht es gar nicht darum, sich die Begebenheiten anzusehen, sondern darum, dass der Kerl mich abcheckt. Ob ich seinen Aufwand wert bin.

»Na schön. Wir holen dich hier raus.« Ciels Hand landet auf meiner Schulter, was mich nun doch erneut den Kopf in seine Richtung drehen lässt.

»Danke, ich verzichte.«

»Du hast keine Wahl«, mischt sich Duncan ohne jegliche Belustigung in der Stimme ein. »Ich habe Jules und Francis versprochen, dich im Blick zu behalten, und im Knast nützt du mir nichts.«

»Ich bin im Knast viel besser aufgehoben als draußen«, entgegne ich ruhig und hebe beide Augenbrauen. »Du willst doch wohl nicht, dass ich mich erneut auf Paige stürze, oder?« Wir wissen beide, dass ich nicht so

lebensmüde bin, meine Worte in die Tat umzusetzen. Sich mit den reichen Zwillingen anzulegen, die Kontakte bis nach sonst wo haben, ist dumm. Und obwohl das viele von mir denken, bin ich nicht dumm. Ich habe in meinem Leben einige falsche Entscheidungen getroffen, eine davon war es, mit den Drogen anzufangen. Wäre ich öfter clean gewesen, hätte ich vielleicht gemerkt, wie Paige mir entgleitet. Ich weiß, dass ich ein Scheißfreund war.

Und mittlerweile bin ich sogar so weit unten in der Nahrungskette, dass ich das offen zugeben kann. *Und verdammt clean.*

Der Knast war immerhin zu etwas gut.

»Vorsicht mit solchen Andeutungen«, warnt er mich dennoch und deutet auf die Zellentür. Ciel setzt sich sofort in Bewegung, ich stehe ebenfalls auf, um Duncan auf Augenhöhe zu begegnen. Er erwidert meinen Blick, zieht ein Tütchen Koks aus der Hosentasche und steckt es mir zu. Ich atme tief durch und nicke.

»Danke.«

»Nicht dafür.« Duncan dreht sich um, doch ehe ich überlegen kann, schnellte meine Hand vor und ich halte ihn am Arm auf. Wie in Zeitlupe dreht er sich zu mir um, während Ciel ungeduldig an der Tür wartet, in deren Rahmen der Wärter steht und mit dem Schlüsselbund klappert. Ich weiß, dass er von Duncan bestochen wurde, ansonsten wäre dieser Besuch nicht möglich gewesen. Duncan hat ebenfalls Kontakte, die bis weit in die höchsten Politiker- und Polizistenposten reichen, nur deshalb ist er im Untergrund so erfolgreich.

»Wie geht es Paige?«, frage ich leise, doch das dunkle Aufblitzen in seinen Augen verrät, dass er mich trotzdem verstanden hat. »Und ... dem Baby?«, füge ich noch leiser an, als er zunächst nicht antwortet. »Bitte, ich ...«

»Es geht beiden gut«, antwortet er schließlich und durchleuchtet mich mit seinem Blick, als wollte er herausfinden, was ich mit dieser Information anstellen will.

»Wie ... also ... wie weit ...?« Ich breche ab. Es fühlt sich dermaßen falsch an, diese Frage zu stellen, gleichzeitig müsste ich es wissen, weil ich. Der. Verdammte. Vater. Bin.

Und nichts mitbekomme.

Duncan seufzt. »Das geht dich nichts an.« In mir brodelte es und das erkennt er, daher schiebt er gedehnt nach: »Noch etwa drei Monate. Aber es hat ohnehin keine Auswirkungen auf dich, das weißt du, oder? Die Zwillinge werden dich niemals in ihre oder in die Nähe des Kindes lassen.« Er bringt die Worte ruhig und ohne dass sie wie eine Drohung klingen, hervor, und doch ist es genau das. Eine verdammte Drohung. Die ich an seiner Stelle ganz genauso loswerden würde.

Ich nicke mit einem schweren Gefühl im Magen und trete zurück. Duncan wartet kurz ab, dann dreht er sich um und verschwindet gemeinsam mit dem französischen Dieb.

In der gleichen Sekunde donnert meine Hand gegen den Bettpfosten. Warum, verflucht noch mal, muss der Typ, der mich hier rausholen will, unbedingt ein Scheißfranzose sein!

Er könnte alles sein. Araber. Türke. Finne. Meinetwegen sogar ein Russe, der vor Putin kuschelt.

Aber das? Ein verdammter Franzose, der mich in jeder Sekunde daran erinnern wird, wer meine Zukunft gestohlen hat? Wer meine Frau fickt? Wer *mein* Baby aufziehen wird?

Das ist doch scheiße.

Mit einem zugeschnürten Gefühl in der Brust hebe ich die Matratze an und ziehe den zerknitterten Brief her-

vor. Mein Zellennachbar ist noch in der Küche – und wird sicher bald zurückkommen. Vor ihm werde ich nichts Privates zeigen, daher nutze ich diese Zeit, wenn ich sie habe, um wie jeden Tag die Worte meiner Ex-Freundin zu lesen.

Caleb,

ich schreibe dir, weil ich ein paar Dinge klarstellen will.

Du kennst mich und weißt, dass ich eine harmoniebedürftige Person bin. Ich finde es schrecklich, wie das mit uns zu Ende gegangen ist. Ich will nicht, dass du denkst, dass ich dich hasse. Das tue ich nicht.

Ich hasse es, was du getan hast, und ich werde dir jetzt nicht alles aufzählen. Du weißt, was ich meine.

Ich weiß aber auch, dass du tief in dir drin einen guten Kern hast. Ich habe ihn viele Jahre selbst in dir gesehen. Ich weiß nicht, was passiert ist, dass alles so aus dem Ruder gelaufen ist. Was ich dir aber sagen kann, ist Folgendes: Obwohl ich dir von Herzen wünsche, dass du dein Leben in den Griff bekommst, werde ich kein Teil mehr davon sein. Mit Jules und Francis habe ich zwei Männer in mein Leben gelassen, die mir erst gezeigt haben, was ich in der Beziehung mit dir vermisst habe. Wenn du noch immer einen Funken Sympathie für mich empfinden solltest, bitte ich dich, das zu akzeptieren. Ich liebe beide Männer so sehr und dass beide dasselbe für mich empfinden, macht mich zu einer sehr, sehr glücklichen Person.

Ich will, dass du auch wieder lachen – und von Herzen lieben kannst. Sei ehrlich zu dir selbst, Caleb. Mit mir konntest du das nicht mehr. Wir haben uns auseinandergelebt und das ist in Ordnung.

Es gibt noch etwas, das ich dir sagen will. Ich weiß,

dass Duncan überlegt, dich aus dem Gefängnis zu befreien, und das macht mir Sorgen, denn ... ich bin schwanger. Und aller Wahrscheinlichkeit nach ist das Baby von dir. Ich habe eine verdamnte Angst davor, wie du reagieren wirst. Jules, Francis und auch Duncan werden nicht zulassen, dass du uns etwas tust. Ich will, dass du das weißt. Bitte lass es nicht dazu kommen, dass sie dir genau das beweisen.

Wäre die Situation eine andere, würde ich dir dein Kind nicht vorenthalten wollen, das weißt du. Aber da die Dinge sind, wie sie sind, und wir beide wissen, was du getan hast ... ich kann nicht, Caleb. Ich will nicht, dass du eine Rolle im Leben des Kindes spielst – und ich weiß, dass du weißt, wie schwer mir diese Worte fallen. Es tut mir leid, aber es ist das Beste für uns alle. Auch für dich.

Das weißt du, oder, Caleb?

Bitte sag Ja.

Ich kann den Gedanken nicht ertragen, dass dieses unschuldige Kind unter unseren alten Problemen leiden muss. Selbst wenn du mich jetzt hasst, bitte tu es für das Kind. Dein Kind, Caleb.

Es wird ihm an nichts fehlen und ich verspreche dir, dass ich auf es aufpassen werde. Jules und Francis werden es behandeln, als wäre es ihres. Du musst dir keine Sorgen machen.

Ich weiß, worum ich dich bitte, aber es ist das Beste für uns alle.

Bitte.

Paige

Mit einem Kloß im Hals, der auch beim gefühlt hundertsten Mal lesen nicht vergeht, falte ich das Papier zusammen und schiebe es zurück in den Umschlag.

Sie hätte es mir gar nicht sagen müssen. Das ist mir klar. Und ich weiß tatsächlich, dass sie mit jedem ihrer Worte recht hat. Ich kann mir genau vorstellen, wie sie weinend und verzweifelt diesen Brief geschrieben hat, weil ihr Gewissen sie dazu gezwungen hat. Und allein diese Vorstellung zerreißt mich innerlich.

Ich habe die Frau, die ich irgendwann einmal geliebt habe, verloren, weil mir die Drogen wichtiger waren. Ich habe die Chance auf eine Zukunft verloren, weil ich sie behandelt habe, als wäre sie ein Stück Dreck. Weil ich ohne Ende Scheiße gebaut habe und mir selbst eingeredet habe, ich würde es für sie tun. Das ist Bullshit.

Ich wäre kein guter Vater. Ihre Entscheidung gegen mich ist eine Entscheidung für dieses Kind und zeigt nur einmal mehr, wie viel klger Paige ist als ich.

Ich will nicht, dass sie Angst hat, ich könnte ihr dieses Baby wegnehmen wollen – und weißt doch, dass es nichts gibt, was ich tun kann, um ihr diese Angst zu nehmen. Außer ihr die Zeit zu geben und es zu beweisen.

Sie leidet noch immer wegen mir und deshalb ist es richtig, dass ich hier sitze und jeden Tag an meiner eigenen Unzulänglichkeit erstickte.

Mit klopfendem Herzen schiebe ich den Umschlag zurück unter die Matratze, dann lege ich meinen Unterarm auf meine Augen und lausche den Knastgeruschen. Selbst durch die dicke Stahltür dringen die lauten Schreie der Mitinsassen, die zu jeder fucking Tages- und Nachtzeit zu hören sind.

Vielleicht ist es gar nicht so schlecht, mit diesem Schneckenfresser nach Frankreich abzuhausen. Für Paige würde es bedeuten, dass sie aufatmen kann. Sicher spielt

genau dieser Umstand in Duncans Entscheidung mit hinein. In Frankreich wäre ich beschäftigt und *weg*.

Der Schlüssel im Schloss lässt mich aufsehen.

Timon schlurft ins Zimmer und wirft mir einen prüfenden Blick zu. »War Brady wieder da? Das wurde sich gerade in der Küche erzählt.« Sein Blick zuckt an mir herab. Bei seinem letzten Besuch hat Duncan mich übel zugerichtet, ein Zeichen für die anderen Häftlinge. Mittlerweile hat sich herumgesprochen, mit wem ich Kontakte pflege – und überraschenderweise reicht das, um unangetastet zu bleiben. Niemand rührt mich mehr an, ja sie schauen mich nicht einmal schräg an. Ich bin mir sicher, dass Duncan im Hintergrund irgendwelche Fäden zieht, um genau das zu bewirken. Es wäre dämlich von mir, wenn ich mich Duncans Kreisen entziehen will. Ich habe nichts, er alles. Diese Rechnung ist recht einfach. Er könnte mich auch einfach hier versauern lassen. In Frankreich kann ich mich wenigstens frei bewegen und muss nicht ständig in dieselben Gesichter von Arschlöchern sehen, die noch schlimmer sind als ich. Mit Ausnahme von Timon. Timon ist einfach nur ein Junkie, der im Wahn Frauen vergewaltigt hat, weil ihr Nein nicht in seinem krummen Hirn angekommen ist. Es wäre heuchlerisch von mir zu behaupten, ich würde ihn dafür verurteilen. Keine Ahnung, was ich alles getan oder eben nicht getan habe, als ich drauf war. Mit Ausnahme davon, dass ich keine Frauen vergewaltigt habe. Das hatte ich erstens nicht nötig – und zweitens gab es nur eine Frau, die sich zu einem gewissen Zeitpunkt nicht mehr von mir berühren lassen wollte. Und auch sie habe ich nicht vergewaltigt. Nur zu spät in meinem Drogenwahn verstanden, dass sie mich tatsächlich abweist. *Was schlimm genug war.*

»War er«, brumme ich und ziehe das Drogentütchen

aus meiner Hosentasche, um es ihm entgegenzuwerfen. Mit jedem Tag gelingt es mir leichter, auch wenn ich anfangs große Probleme damit hatte, ihm das Zeug zu überlassen. Timon nickt dankbar und verzieht sich an den kleinen Schreibtisch, um sich eine Line zu genehmigen.

Ich bin clean und habe vor, es zu bleiben, auch wenn Duncan mich hier drin mit seinen Drogen versorgt. Täglich bekomme ich sie vom Wärter zugesteckt, ohne einen Finger dafür rühren zu müssen. Vielleicht ist es ein Test von ihm, aber ich schätze, es ist ihm völlig egal, solange ich halbwegs klarkomme, um seinen Befehlen zu folgen. Ich bin ab sofort sein abhängiger Fußabtreter.

Und ich habe vor, diese Rolle zu spielen, bis ich meinen Sünden wenigstens halbwegs Buße getan habe.

Wenn auch nicht für Paige, erleichtert es wenigstens mein eigenes Gewissen.